

Reinhold Stipsits

Marlis Pörtner: Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart, 2003. 240 S. ISBN 3-608-91319-X

Welche Sprache ist angemessen, um Menschen mit geistiger Behinderung treffend zu beschreiben? In einer politisch ausdifferenzierten Gesellschaft entsteht eine Tendenz zur Beschönigung, und damit einer Bagatellisierung der tatsächlichen Schwierigkeit. Darf man sagen, dass Menschen mit geistiger Behinderung, die Unterstützung brauchen, allein schon durch die korrekte Bezeichnung diese Unterstützung erfahren können? Oder ist man besser beraten, sich der aktuellen Umschreibungen zu bedienen, von Menschen mit besonderen Lernschwierigkeiten, von Menschen mit pädagogischem Sonderbedarf, oder der neudeutschen Formulierung von special needs, zu sprechen? In einer Zeit wie heute ist Verunsicherung gegenüber dem Anderssein spürbar, so sehr sich die spätmoderne und sich plural gebende Gesellschaft mit einem Etikett der Vielfältigkeit schmücken möchte. Wie schauen unsere Normalitätsbilanzen und Normalitätsbalancen (nach einem Ausdruck von Mollenhauer) aus? Was ist normal und was gilt als abweichend von Normalität? Und – wenn wir das eine so klar hätten, wie wir es offensichtlich für das eigene Sicherheitsbedürfnis immer wieder brauchen, was ist dann mit dem anderen? Wie tun mit dem Abnormalen?

Die Debatte ist nicht so schnell abzutun. Der Normalitätsdiskurs ist immer wieder zu führen. Wir sind nämlich entweder ständig in einer Wertedebatte, und damit in einer Auseinandersetzung um Normalität, oder laufen Gefahr, unreflektiert idealisierende Vorstellungen von Gerechtigkeit vor uns herzutragen. De facto aber leben wir in Barbarei, indem wir (geistig behinderte) Menschengruppen als Benachteiligte nicht an unserer sozial eingerichteten Gesellschaft gleichwertig teilhaben lassen. Wie so oft fehlt es an einem Verstehen der Situation.

Und für eine derartige Aufgabe der Verständigung mit einer Gruppe vom Schicksal nicht Begünstigter kann das vorliegende Buch auch eine gewichtige Orientierung und Ressource sein. Die Autorin, Marlis Pörtner, Psychotherapeutin, ebenso anerkannte und ausgewiesene Expertin, als Beraterin von Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung in der Schweiz, im süddeutschen Raum sowie einem Projekt in Bremen tätig, bezieht erfreulich klar Stellung. Wenn man geistige Behinderung als eine „Daseinsform und als eine Möglichkeit der Aneignung von Welt“ (Pörtner, S. 23) sieht, so entsteht eine andere Umgangsform mit jenen Menschen, die, wie jeder „normale“ Mitmensch, unseren Respekt und Wertschätzung verdienen, als bei einer Defizitorientierung, die uns

nur ein Krankheitsbild erkennen lässt. Abgesehen von kulturspezifischen Besonderheiten, was in einer Gesellschaft als normal gilt und in einer anderen als abnormal oder behindert, ist eben der Diskurs über und der Umgang mit geistig Behinderten auch behindert durch die Einengung des Blicks.

Hier sind die ideengeschichtlichen Wurzeln der Autorin klar ersichtlich. Sie ist einem der Tradition der amerikanistischen Humanistischen Psychologie nahestehenden Ansatz verpflichtet. Von Carl R. Rogers und seiner nicht nur in der in der Psychotherapie zur Ausformulierung gelangten klientenzentrierten Grundeinstellung bezieht Marlis Pörtner ihre Leitideen. Die Person und ihre Würde, auch die der behinderten Person, steht im Mittelpunkt des Interesses ihrer Arbeit.

Das Selbstkonzept des Menschen entsteht aus einer individuellen Bewertung von Erfahrungen. Diese billigt Marlis Pörtner auch Menschen mit geistiger Behinderung zu. Auch sie sind dazu fähig, über ihr Erleben ihre Erfahrungen zu bewerten. Kontakt zur Realität, Kontakt zu sich selbst oder Kontakt zu anderen kann zwar aus unterschiedlichen Gründen (entweder angeboren oder verletzungsbedingt, traumatisch) gestört sein, aber hier wären eben Brücken zu bauen. So wird für die Autorin der Personzentrierte Ansatz für den Umgang mit geistig Behinderten in seinen Möglichkeiten nicht nur ausgelotet, sondern eindeutig gegenüber dem medizinischen Modell, (Krankheit als Störung, Mangelercheinung und dementsprechende Behinderung) präferiert. Damit gehört Marlis Pörtner zu den wenigen AutorInnen, die sich einer ebenso bedeutsamen wie auch behutsamen Weiterentwicklung der Ideen von Rogers verschrieben haben. Wenn früher die Anwendung der Ideen von Rogers nur auf eine der Mittelschicht zuzurechnende Klientel mit einem entsprechenden, wenigstens durchschnittlichen sprachlichem Ausdrucksvermögen als Voraussetzung gesehen wurde, so belegen Ihre Beispiele ganz anderes. Wie auch in den Arbeiten von Badelt, Prouty, oder Van Werde erforscht, ist Marlis Pörtner von einer viel umfänglicheren Anwendung personenzentrierter Grundhaltung auch oder gerade im Bereich der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung überzeugt. Es ist die Haltung, die zählt, Begleitung erlaubt und nicht zuletzt Verstehen ermöglicht. Die Weiterentwicklung des personenzentrierten Konzepts bezieht sich also nicht so sehr auf eine Ausdeutung in einer spitzfindigen Exegese eines bewährten, an der Erfahrung orientierten Konzepts, sondern im Aufgreifen

der humanistischen Grundkonstellation und seiner Ausweitung der Erfahrungsbereiche denen man in den Jahren seiner Entstehung die Anwendung nicht zutraute. Ernstnehmen und Zutrauen trägt also das Buch, (einem früheren Titel der Autorin entsprechend).

Das Buch zeigt viele Bereiche des Alltags auf, in denen eine derartige Haltung gefragt sein kann: Banale Umgangsformen der Anrede, die Vorstellung von betreutem Wohnen und dennoch Wahrung von selbständiger Wohnumgebung, das Recht auf Privatsphäre, wie einem eigenen Zimmer, bedürfen auch eines grundsätzlichen Respekts dem Behinderten gegenüber. Entlarvend für beziehungslose Distanz ist die vielfach anzutreffende Normalitätsauffassung gegenüber geistig Behinderten. Es besteht ein Hang zur Reduktion der Normalität auf die Bewältigung von Haushaltsführung, eine sehr schwer zu durchbrechende Auffassung (siehe Pörtner, S. 91 ff.) In Zeiten, in denen das Geld für Pflege und Betreuung knapp ist, sieht die Autorin in einigen geänderten Formen der Beziehung zu den Menschen, die der Betreuung bedürfen, auch Chancen, mit wenig Geld eine qualitätssteigernde Arbeit zu leisten.

Marlis Pörtner bleibt nicht bei einer schönen Liste gutbürgerlicher Wünsche an Normalität zur Alltagsbewältigung. Sie findet auch eine ebenso klare wie schlichte Sprache zu den heiklen oder

mit Tabu belegten Themen wie Sexualität und Missbrauch von Menschen mit geistiger Behinderung. Deren Recht auf Intimität möchte die Autorin ebenso gewahrt wissen, wie es andere Menschen für sich in Anspruch nehmen. Ein besonderes Gebiet, das so einfach scheint, aber eine Schwierigkeit für jeden darstellt, ist die Fähigkeit Nein sagen zu lernen, und auch sich in der Umgebung damit zu behaupten. Ein anderes Feld für Konflikte scheinen Essgewohnheiten und damit verbundene Erwartungen oder Rituale zu sein, an denen Betreuer ihre Neigung zu Kontrolle oder Überbevormundung überdenken könnten.

Insgesamt gesehen ist das Buch durch eine Fülle von Beispielen gut aufgelockert geschrieben. Es werden Alltagsszenen aufgezeigt, die zu einem anderen Umgang mit geistiger Behinderung anregen wollen. Die Autorin schreibt in angenehmer Zurückhaltung, unaufdringlich, dennoch deutlich am Wohl der Klienten orientiert. „Normalität ist nicht konfliktfrei zu haben“ (Pörtner, S. 232). Die größte Stärke des Buches dürfte darin liegen, dass die Autorin mit einer unspektakulären Begeisterung für ihre Arbeit die ihr wesentliche Grundbotschaft transportieren kann, die sie im Titel zusammengefasst hat: Brücken bauen. Dann kann man Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten.

Anna Auckenthaler

Leschinsky, A. (Hrsg.): Ursula Plog. Von einer, die auszog, die Psychiatrie das Zuhören zu lehren. Vorträge und Essays.

Psychiatrie-Verlag, Bonn 2003, 328 S. ISBN 3-884-14345-X

Achim Leschinsky hat nach dem Tod von Ursula Plog in einem Buchband Vorträge und Essays zusammengefasst, die als Vermächtnis einer bedeutenden Wegbereiterin der sozialen Psychiatrie in Deutschland gelten können. Das Buch gibt einen Einblick in die Entwicklungen der Psychiatrie im Nachkriegsdeutschland und vermittelt ein Gespür dafür, was Psychiatrie in einer demokratischen Gesellschaft sein könnte. Es regt außerdem zum Nachdenken über die aktuelle versorgungspolitische Lage und über das aktuelle Verständnis von Psychotherapie an.

Der fachliche Teil des Sammelbandes ist in vier Abschnitte gegliedert: Abschnitt 1 fasst Arbeiten zusammen, in denen es um Ursula Plogs Auseinandersetzung mit dem *Menschenbild in der Psychiatrie* geht, Abschnitt 2 („Therapeutische Arbeitsfelder“) veranschaulicht die *Praxis sozialpsychiatrischer Arbeit*, Abschnitt 3 dokumentiert ihr Engagement in *Fortbildung, Berufs- und Versorgungspolitik*,

Abschnitt 4 ihre *Auseinandersetzung mit zeitgeschichtlichen Themen*, wie z. B. mit der DDR-Psychiatrie und der Stasi. Die Originalbeiträge werden ergänzt durch Nachrufe auf zwei Freunde (Jürgen Fuchs und Bernd Becker) und durch die beiden Reden, die von Wolfgang Edelstein und Klaus Dörner anlässlich der Beisetzungsfeier von Ursula Plog gehalten wurden. Den Abschluss des Buchbandes bildet eine Bibliografie, die neben den Veröffentlichungen von Ursula Plog auch von ihr betreute und geförderte Dissertationen auflistet.

Von den Anregungen zum Nachdenken, die das Buch bietet, möchte ich im Folgenden diejenigen herausgreifen, die mir vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Entwicklungen in Klinischer Psychologie und Psychotherapie und meiner Beobachtungen in der psychotherapeutischen Aus- und Weiterbildung besonders relevant erscheinen. Vorauszuschicken ist, dass es Ursula Plog nicht um Psychotherapie in freier Praxis geht, schon gar nicht um eine